

Dharmachari Dhammaloka

„Überfluss des Herzens“. Buddhistische Einstellungen zu Geld und Glückⁱ

Herzensangelegenheiten sind unsere Freuden und Leiden, Hoffnungen und Befürchtungen, unsere Liebe und unser Geiz. Sie sind die Armut oder der Überfluss in unserem Herzen - der Mangel, den wir erleiden, oder der Reichtum, den wir verströmen. Unsere Einstellungen zu Geld und Glück sind oft eng, allzu eng mit ihnen verknüpft. Darum möchte Sie bitten sich zunächst einmal auf sich selbst zu besinnen, sich zu erinnern und in ihrem Leben ein gutes Stück zurückzugehen. Gehen Sie zurück in Ihre Kindheit, Ihre Familie und fragen sich: Wie ist Geld in mein Leben eingetreten? Welches sind meine ersten Erinnerungen, in denen Geld auftaucht? ... Und wenn die eine oder andere Erinnerung kommt – gleichgültig, ob aus früher Kindheit oder von später, fragen Sie sich: Wie fühlt sich das an? Wie ist es genau? Welche Gedanken gehören dazu, welche Bilder? Hören Sie Worte, wie sie damals gesprochen wurden, oder spüren Sie irgendetwas Besonderes? Wie rührt Sie das alles an? ... Wie war es überhaupt, wenn in Ihrer Familie über Geld gesprochen wurde? Galt es als gut und angemessen, als problematisch oder gar gefährlich Geld zu besitzen oder auch nicht? Galten Menschen, die Geld hatten, als „gut“? Und Ihre eigene Familie? War es richtig oder ungerecht oder egal, mehr oder weniger zu haben als andere? Wie war das für Sie als Kind oder junger Mensch? ... Und wie entwickelte sich das weiter, zum Beispiel wenn es darum ging, Ihr wöchentliches Taschengeld zu verhandeln oder einen kostspieligen Wunsch zu erfüllen? ... Ein wenig weiter ausholend: Unter all den Menschen, denen Sie begegnet sind, gab es da jemanden, dessen Umgang mit Geld Sie bewundert haben oder auch verachtet? Wie ging dieser Mensch mit Geld um? Was genau hat Sie beeindruckt, was hat Sie inspiriert oder abgestoßen – und was haben Sie daraus für Ihr Leben gelernt?

Im Vortragⁱⁱ, auf dem dieser Beitrag beruht, haben wir unsere Selbsterforschung zum Thema Geld noch etwas weitergeführt – wobei einige Zuhörer kommentierten (Äußerungen des Referenten in Kursivschrift): *„Nun, aller Wahrscheinlichkeit nach haben Sie heute Geld dabei, vielleicht sogar viel Geld. Wie viel genau? ... Wie wäre es für Sie, wenn Sie nichts dabei hätten, keinen Pfennig?“* *„...ein Gefühl von Unfreiheit“* *„Eine gewisse Unfreiheit, ja. Sie würden sich nicht so wohl fühlen dabei. Und wenn Sie sich jetzt entschieden, alles Geld, das Sie dabei haben, einfach hier in die Mitte des Raumes zu legen auf einen Haufen, und Sie wüssten nicht, was damit passieren wird? Ist der Gedanke eher angenehm oder unbehaglich oder lächerlich?“* *„Das macht mich neugierig...“* *„Das macht Sie neugierig. ... Ja, wollen Sie mal ausprobieren? Ja?“* (Einer der Zuhörer leert seine Börse in der Raummitte aus.) *Gute Wahl! Will noch jemand alles dahinlegen? ... Klasse!“* *„Das ist aber viel!“* *„Okay, da liegt es nun – ich weiß selbst nicht, was damit passieren wird – vielleicht bleibt es liegen, vielleicht nimmt es jemand. Ja, vielleicht gibt es jemanden hier, der dieses Geld gerne nehmen würde? Tun Sie es.“* *„Wie viel ist es denn?“* *„Das werden Sie herausfinden, wenn Sie hingehen. Nehmen Sie sich ruhig die Freiheit; das Geld liegt da zur freien Verfügung; die beiden, die es dahin getan haben, haben sich davon getrennt. Es ist nicht mehr deren Geld. Ja, warum bedienen Sie sich nicht?“* *„... ich habe es nicht verdient ...“* *„Ah, Geld muss man verdienen – hmm! Nur dann, wenn wir Geld verdienen – was immer das bedeuten mag ... wie verdient man es denn?“* *„Durch Arbeit.“* *„Durch Arbeit.“* *„Denken.“* *„Durch Denken – vielleicht auch eine Art von Arbeit? Geschenkt werden kann Ihnen das nicht? Und wenn ich nun das Geld nehme und Ihnen schenke?“* *„Dazu gibt es ja keinen Anlass.“* *„Zum Schenken braucht man Anlässe? Das ist interessant. Darüber lohnt es sich nachzudenken.“* *„Ich brauche es nicht.“* *„Sie brauchen es nicht – Sie könnten es ja weiter geben! Haben Sie nur Geld, das sie brauchen? Würden Sie sagen, alles Geld, das sie besitzen, brauchen Sie auch?“* *„In der Re-*

gel ja.” *”Aber vielleicht können Sie an jemanden denken, der es brauchen würde? Sie können das Geld mitnehmen und diesem Menschen geben, von dem Sie wissen, dass er oder sie es braucht. Also – das Geld liegt hier. Vielleicht fällt irgendjemandem von Ihnen im Lauf der nächsten Stunde ein, was Sie mit diesem Geld anfangen wollen. Natürlich haben auch diejenigen, die das Geld dahin gelegt haben, die Freiheit es wieder zu nehmen, wenn sie es denn wollen. Es kann ja sein ...”* *”... dass ich spontan gehandelt habe; ja, ich hätte mir merken sollen, wie viel ich dahin gelegt habe.”* *”Tja, das ist nun nicht mehr möglich; aber vielleicht nehmen Sie einfach nachher so viel zurück, wie Sie gerne haben möchten.”*

Auf unserem Weg durchs Leben stoßen wir auf viele Schwierigkeiten. Manche von ihnen bringen uns von unseren Vorhaben ganz ab. Dabei fällt es uns ohnehin schon schwer aufrecht zu gehen. Es ist schwierig das Gleichgewicht zu halten; ständig drohen wir zu fallen, und nicht nur unsere Eigenbewegung macht es schwer aufrecht zu bleiben, sondern es gibt auch Stolpersteine und Unebenheiten auf den Wegen, die wir gewählt haben. In fast jedem Augenblick stoßen wir auf Hindernisse, die uns von dem ablenken, was wir gerade tun wollen oder für sinnvoll halten; und es gibt manche Abzweigungen, die uns mit schönen Versprechen locken, so dass wir gerne ein paar Schritte hinein machen – und ausgleiten. Wahrscheinlich kennen Sie selbst solche Seitenpfade und Stolpersteine recht gut. Die buddhistische Überlieferung fasst Sie unter zwei Begriffen zusammen: Begehren und Abneigung. Wer nicht auf dem Pfad jener Menschen wandelt, die sich mit innerer Gewissheit und klarem Gewahrsein von Begehren und Abneigung zumindest so weit befreit haben, dass sie den vielen Verlockungen widerstehen können, wird immer wieder das Gleichgewicht verlieren und sich auf Abwegen verirren.

Irrwege und Hindernisse dieser Art haben sich im Laufe der letzten Jahrhunderte ständig vermehrt – nicht zuletzt mit dem gewaltigen Aufschwung jenes Wirtschaftssystems, das wir selbst und die Generationen vor uns geschaffen haben. Der Hauptweg ist von den Nebenwegen immer weniger unterscheidbar, und so taumeln wir durch ein gewaltiges Labyrinth, ein verwirrendes Wegenetz, in dem wir uns kaum orientieren können. Dieses Labyrinth ist aus einem zentralen Organisationsprinzip entstanden, dem Gedanken, die ausschlaggebende und wesentliche Bedeutung des Menschseins liege darin, Wirtschaftsgüter herzustellen und sie zu verbrauchen. Als Menschen definieren wir uns in zunehmendem Ausmaß dadurch, dass wir die unersättlich begehrenden Konsumenten von Gütern sind. Grob gesagt, gründet unser Wirtschaftssystem auf der schlichten Maxime: *”Lasst es niemals zu, dass das Begehren endet!”* Aus buddhistischer Sicht heißt dies: *Lasst es nicht zu, dass jenes Grundübel aufhört, das die Wurzel unseres existenziellen Elends überhaupt ist.*

Hinter dieser Maxime steht eine weitere, kaum weniger anmaßende Ansicht – die Auffassung, das Glück, das wir als Menschen erfahren können, entspreche der Menge und Machart der Gütern, die wir konsumieren können. Natürlich wissen wir alle, dass das nicht stimmt. Wie immer wir auch unsere Wünsche weiter spinnen mögen, wir kommen jedes Mal wieder an den Punkt, an dem neue Wünsche und Begierden auftreten. In der Güterwelt ist nur vorübergehende, keine dauerhafte Wunscherfüllung zu finden.

Der Ausweg – der Königsweg aus dem Labyrinth heraus und in die Freiheit – liegt nun aber nicht in einem faulen Kompromiss zwischen völliger Entsagung oder Askese auf der einen Seite und schwelgerischem Hedonismus auf der anderen, sondern darin – und hier finden Sie vielleicht eine erste Verbindung zu der kleinen Übung, die wir eingangs gemacht haben – dass wir allmählich, Schritt für Schritt, versuchen uns vom Wünschen, vom Begehren zu lösen sowie von der Abneigung, die in der Regel nichts anderes als enttäuschte Begierde ist. Anders gesagt: Der Weg in die Freiheit ist allmähliches Loslassen. Solches Loslassen führt zu einer inneren Befreiung und Leichtigkeit, die es uns ermöglicht uns über den ewigen Kreislauf von Erzeugung und Verbrauch

zu erheben, während wir zugleich weiterhin in ihm wirken. Der erste Schritt zur Freiheit ist die Erkenntnis, dass es einen solchen Ausweg überhaupt gibt: Für uns als Menschen ist es möglich in einer Weise zu leben, die frei von Wünschen und Abneigung ist und statt dessen gekennzeichnet von Geistesklarheit, Gewahrsein und einem tief erfahrenen inneren Verbundensein mit allem Lebendigen, allem Seienden. Sollte es uns je gelingen, das Wünschen, Begehren und die Abneigung ganz loszulassen, dann entdecken wir in uns selber eine Art von Freiheit und einen Gleichmut, der sich ganz natürlich in überströmendem Geben und Überfluss des Herzens äußert. Das ist so, weil wir aus innerlich erlebter und empfundener Interdependenz – wechselseitiger Abhängigkeit und wesensmäßiger Verbindung mit allem, was ist – leben. Das Leiden des anderen ist dann mein eigenes Leiden, die Armut des anderen meine eigene Armut. Aus einer solchen Erfahrung heraus werde ich ganz selbstverständlich zum Wohl aller handeln – denn alle sind ich.

Diese einleitenden Bemerkungen mögen als Hintergrund ausreichen, um über buddhistische Einstellungen zu Geld und Glück zu sprechen.

In einer Unterhaltung mit einem Dorfvorsteher namens Rasiya [Sutta Nipata 42.12] beschreibt der Buddha drei lobenswerte Eigenschaften eines Haushälters: Ein solcher Mensch erwerbe seinen Wohlstand mit rechten Mitteln (darauf werde ich ein wenig später eingehen); er nutze ihn für ein glückliches und bequemes Leben; und er teile seine Güter mit anderen und handele auf diese Weise verdienstvoll.

Ähnliche Ratschläge zum Thema Lebenserwerb und Besitz durchziehen die buddhistische Überlieferung in einer Weise, aus der gewisse Grundprinzipien erkennbar sind: Der Erwerb des Lebensunterhalts soll erstens auf rechtschaffene oder ethisch korrekte Weise geschehen, d. h.: Man will andere Lebewesen nicht verletzen oder ihnen schaden; man will nichts nehmen, das nicht gegeben wurde; man vermeidet jede Art sexueller oder geschlechtsspezifischer Ausbeutung; man kommuniziert ehrlich und am Wohl anderer orientiert; und man unterlässt alles, was eine Trübung des Geistes bewirken könnte. Diese fünf ethischen Grundprinzipien durchziehen die gesamte buddhistische Tradition. Für Mönche und Nonnen wurden sie in eine Vielzahl spezifischer Regeln ausdifferenziert.

Der zweite allgemeine Ratschlag zum Thema Lebenserwerb und Umgang mit Geld bezieht sich auf Genügsamkeit und Zurückhaltung beim Verbrauch. Das verlangt natürlich, dass man sich fragt: Was benötige ich eigentlich? Die Antwort ist sicherlich von Mensch zu Mensch unterschiedlich. Buddhisten werden sich hüten anderen vorschreiben zu wollen, was angemessen oder gar ausreichend sei; gleichwohl gibt es aber in den buddhistischen Bewegungen der Vergangenheit und Gegenwart (auch in jener Bewegung, der ich angehöre und über die ich weiter unten einiges sagen werde), durchaus Diskussionen, die darauf zielen den jeweils angemessenen Bedarf eines Menschen zu bestimmen und ihn auch anzuregen dies oder jenes loszulassen, um das Anhaften oder Festhalten an sich selbst und seinen vermeintlichen Bedürfnissen zu lockern.

Drittens schließlich finden wir die Aufforderung des Buddha, das Erworbene zum Wohl anderer zu verwenden.

Das bisher Gesagte gilt für die so genannten buddhistischen ‚Laien‘ – besser: jene Buddhisten, die einer Arbeit nachgehen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Für Mönche und Nonnen findet man eine Art negativer ökonomischer Ethik, soweit es den Erwerb des Lebensunterhalts betrifft: Sie sollen keiner Geldarbeit nachgehen, sondern mit ihrer Bettelschale von Haus zu Haus wandern und – ohne wählerisch zu sein – das annehmen, was ihnen gegeben wird; wenn sie nichts erhalten, ist das eine gute Gelegenheit Geduld zu üben und loszulassen. Sie sollen kein Geld berühren (was unter heutigen Bedingungen bei vielen zum sicherlich nicht intendierten Einsatz von Scheckkarten geführt hat). Vier Requisiten heißt es, genügen für Mönche und Nonnen: die erbettelte Nahrung; zwei schlichte Gewänder, die sie auf einem Abfallhaufen oder auf einem Leichenfeld

finden oder auch aus Fetzen zusammenflicken; die Lagerstatt am Fuß eines Baumes; und fermentierter Kuhurin als Medizin (ein indisches Rezept).

Wer heute in traditionell buddhistischen Ländern reist, wird allerdings nur wenige Mönche oder Nonnen treffen, die strikt nach diesen Prinzipien leben. Die buddhistische Geschichte zeigt, dass manche dieser Vorgaben freizügig und gelegentlich in einer Weise interpretiert wurden, die sich kaum mit den ursprünglichen Prinzipien vereinbaren lässt. Dennoch lohnt es sich für uns Heutige darüber nachzudenken. Wäre es vielleicht möglich, mit Hilfe dieser vier Grundelemente – der Nahrung, die wir verzehren, aber nicht horten; der Kleidung, die wir am Leibe tragen; einer einfachen Bleibe; medizinischer Grundversorgung bei gesundheitlichen Beschwerden – so etwas wie den Mindestlebensstandard zu definieren? Wenn wir damit vergleichen, was uns üblicherweise zur Verfügung steht – und ich schließe mich in den Vergleich ein –, dann sind wir sicherlich weit über das Nötige hinaus gegangen. Aus Gesprächen mit buddhistischen Freunden weiß ich, dass die Frage nach dem Nötigen eine äußerst heikle Frage ist, die viele und starke Emotionen weckt.

Sogar für die eben genannten Dinge des schlichten Grundbedarfs der Mönche und Nonnen gilt es, dass sie alle ihnen nicht etwa gehören, sondern nur vorübergehender Besitz sind. Mit dem Tod des Besitzers fällt alles, worüber er eine Weile lang verfügt hat, an die Gemeinschaft der Ordinierten zurück.

In beiden Ansätzen – dem der Haushälter oder Dorf- und Stadtbewohner, und dem der Mönche und Nonnen – finden wir somit ein gemeinsames leitendes Prinzip: Nicht-Anhaften. Und eben dieses Prinzip des Nicht-Anhaftens ist ein Hauptthema der gesamten buddhistischen Tradition. Nicht-Anhaften ist etwas, das ungeheuer schwer zu verwirklichen, aus buddhistischer Sicht aber unerlässlich ist für alle, die glücklich sein wollen. Denn es gibt überhaupt nichts, das wir festhalten könnten.

Es wäre vielleicht interessant, die Entwicklungen der buddhistischen Ökonomie und insbesondere der „Ökonomie des Gebens“, der buddhistischen ökonomischen Ethik nachzuvollziehen. Das ginge aber gleichermaßen über meine Kompetenzen und über den Rahmen des Themas hinaus. Einen Punkt allerdings möchte ich ansprechen: das Thema Armut.

Im Palikanonⁱⁱⁱ werden zwei Arten von Armut geschildert: Erstens Armut, deren Hauptkennzeichen Mangel ist. Damit ist jener Mangel gemeint, der den armen Menschen von den Grundmitteln ausschließt, die ein gesundes Leben ermöglichen, also Nahrung, Wohnung, Kleidung, medizinische Versorgung usw. Eine solche Armut – so heißt es im Palikanon – spaltet die Menschheit. Sie ist ein Fluch, denn sie verursacht im Armen Neid und Hass auf jene, die mehr besitzen. Diese Armut führt zu gesellschaftlichen Konflikten, zu Anomie, Kriminalität, Geiz und Kampf.

Aber nicht nur von einer Welt, in der Hunger und Elend herrschen, sondern auch von einer Welt wie der unsrigen, in der Neid und Geiz an der Tagesordnung sind, muss man sagen, dass Armut nicht wirklich überwunden ist. Ist es eine Überspitzung zu behaupten, dass Ideal und Wirklichkeit einer ‚Konsumgesellschaft‘ letztlich nichts anderes sind als die Manifestation einer kollektiven Armutsmentalität: der gesellschaftsbildende Versuch, durch immer weitere Erzeugung und Befriedigung von Wünschen reich und glücklich zu werden – ein Versuch, der nie zum Erfolg führen wird?

Wie dem auch sei – echte materielle Armut ist etwas, das wir unbedingt beseitigen sollten, denn diese Armut ist nicht nur unerwünscht aus Sicht dessen, der an ihr leidet, sondern sie bindet auch alle seine Energien. Für den ‚Armen‘ wird Armut gewissermaßen zum Wesensmerkmal. Damit ist sie aus buddhistischer Sicht auch in

spiritueller Hinsicht schlecht oder zumindest problematisch, denn sie verstärkt das Anhaften an der Ich-Illusion.

Der verblendete Glaube an ein beständiges Ich oder Selbst – eine Seele – bildet den kognitiven Hintergrund unseres Begehrens und unserer Abneigung: Wir begehren Dinge, weil wir uns einbilden, durch Einverleiben des Erwünschten selbst voller, reicher und glücklicher zu werden. Wir wehren Dinge ab, weil wir irrtümlich glauben, uns durch Ausschluss dieser Dinge aus unserem Sein besser verwirklichen zu können und unversehrt zu bleiben. Beide, Begehren und Abneigung, sind aus buddhistischer Sicht vergebliche Versuche, den Irrglauben aufrecht zu erhalten, dass wir eine eigenständige, kernhafte Existenz haben, eine Seele, ein dauerhaftes Ich, eine beständige Persönlichkeit. Dem Buddha zu Folge – und die erleuchteten Meister der buddhistischen Tradition haben das immer wieder bestätigt –, gibt es keine feste Persönlichkeit. Das Einzige, das wir finden werden, wenn wir uns vorurteilsfrei auf die Suche nach unserem vermeintlichen Selbst machen, ist ein sich ständig wandelnder Strom von Bewusstseinsereignissen. Mein Glaube, dass ich getrennt von Ihnen existiere, die Sie mir zuhören, ist nichts anderes als eine wahnhaftige Einbildung, entstanden aus fehlerhaftem Denken. Folgerichtig bezeichnete der Buddha uns Weltlinge, die wir an der Ich-Illusion festhalten, als ‚verrückt‘.

Armut im Sinne von unerwünschtem Mangel und Entbehrung verfestigt diesen Irrglauben, denn in unserer Armut vergleichen wir uns mit denen, die mehr haben (in ‚geistiger Armut‘, wenn sie mit unersättlichem oder dünkelfhaftem Reichtum verbunden ist, tut man das auch). Damit verstärken wir die Ich-Illusion, und deshalb ist es nicht nur aus materieller Sicht, sondern auch spirituell gesehen wichtig, solche Armut zu beseitigen.

Die zweite, im Palikanon beschriebene Armut ist jene Armut, die mit dem Streben nach Genügsamkeit und einer einfachen Lebensweise einhergeht. Diese Armut ist Teil der religiösen Übung. Sie wird bewusst als Hilfsmittel auf dem Weg zur Erleuchtung, dem Weg zur Buddhaschaft gewählt. Jene vier Dinge, die ein Mönch oder eine Nonne der alt-buddhistischen Tradition nach besitzen darf, geben vielleicht die Untergrenze an, unter die auch eine solche Armut nicht sinken sollte, denn wenn dieses Minimum unterschritten wird und man weder Nahrung noch Lager, weder Kleidung noch Medizin hat, dann wird man der Anstrengung spiritueller Übung kaum gewachsen sein. Der Buddha selber kam auf seinem Weg an diesen Punkt. Er hatte sich einer derart extremen Askese unterzogen, dass er an der Schwelle zum Tod stand. Das veranlasste ihn, seine Methode zu überdenken und zu verändern. Er nahm wieder Nahrung zu sich und tat das Nötige, um den Körper zu erhalten – aber eben nur das Nötige.

Diese zweite Art von Armut – die sicherlich wiederum von Person zu Person unterschiedlich zu definieren ist (es gibt keine Obergrenzen im Buddhismus, wie ‚reich‘ jemand sein darf) – gilt als Hilfsmittel auf dem religiösen Weg. Sie ist ein Segen. Und es ist diese Armut, die nach der Überlieferung zu jenem Überfluss des Herzens und der inneren Großzügigkeit und Freiheit führt, die zu den Erkennungszeichen von Buddhisten überall in Welt gehören.

Zusammengefasst: Armut aus Mangel und Entbehrung spaltet. Sie steht für das, was uns voneinander trennt; sie zementiert das Anhaften am Ich und an seinen Bedürfnissen, und aus diesem Grunde ist solche Armut zu überwinden. Armut als Genügsamkeit und Einfachheit dagegen steht für das, was uns miteinander verbindet und an die grundlegende Einheit und Interdependenz aller Wesen erinnert. Wer aus eigener Entscheidung genügsam ist, findet die Freiheit auf andere zuzugehen und ihnen zu geben, was sie benötigen. Heute können wir vermutlich sagen, dass dies insbesondere jene knappen Ressourcen sind wie Zeit, Aufmerksamkeit, Anteilnahme.

In der buddhistischen Tradition gilt Armut im ersten Sinne auch deshalb als schlecht, weil sie mit *dukkha* verbunden ist. *Dukkha* ist ein zentraler buddhistischer Begriff, der aber oft missverstanden wird. *Dukkha* wird meistens als ‚Leiden‘, ‚Elend‘, ‚Unbefriedigtsein‘ übersetzt. Nach einer etymologisch nicht ganz korrekten, aber

dennoch plausiblen Erklärung spricht das Wort die Unregelmäßigkeit eines Rades an, das nicht gleichmäßig läuft, sondern einen Schlag hat. Haben wir ein solches Rad an unserem Wagen, dann wird die Fahrt holperig und recht ungemütlich sein. Auf ganz ähnliche Weise holpert und stolpert unser Leben, es verläuft nicht gerade. Es läuft nicht wie von selbst, nicht rund, sondern es hat Schläge – und erteilt uns Schläge. Einige kommen von den Unebenheiten des Weges, andere von der Art, wie wir selber gehen. Dies ist *dukkha*: Irgendetwas ist immer unbefriedigend. Irgendetwas steht quer. *Dukkha* ist überall, aber das heißt nicht, dass unsere gesamte Erfahrung **nur** Leiden ist. Selbstverständlich erleben wir auch viele Freuden, viele Genüsse; aber keine von diesen Freuden ist in einem letzten und höchsten Sinn befriedigend und erfüllend; nichts ist von Dauer. Immer wieder gibt es ein Quäntchen Unbehagen: "Ja, soll das schon alles sein? Gibt es nicht doch noch etwas mehr? Könnte es nicht noch ein klein wenig besser sein?" Irgendetwas in uns bleibt sogar von unseren schönsten Erfahrungen unberührt, und eine ungestillte Sehnsucht treibt uns immer weiter. Das ist *dukkha*, eine Art existenzieller Unerfülltheit, die Buddhisten überwinden wollen, indem sie jenen Weg gehen, von dem der Buddha behauptet, dass er zu *sukha* – Glück – oder Nirwana - Erlöschen (des Verlangens) und Befreiung führt – und dies nicht in irgendeinem Jenseits, sondern hier im Leben.

Die Ursache von *dukkha* ist *tanha*; und damit sind wir wieder am Anfang unserer Erörterung: *Tanha* heißt Durst oder Verlangen. Verrückt, wie wir sind, versuchen wir den Durst zu löschen, indem wir Salzwasser trinken. Gelingt es uns? Die Antwort ist das so beliebte "ja, aber". Wir spüren die Flüssigkeit in unserer Kehle, aber auch weiteren Durst. Aus Sicht des Buddha geht es darum *tanha* selbst, Durst in jeder möglichen Spielart, zu überwinden und damit jene Freiheit zu gewinnen, in der wir das Leben in jeder Situation voll und ganz genießen können. Dann wissen wir, dass immer alles da ist und da war, was wir zum Glück benötigen.

Gewisse Traditionen des chinesischen und japanischen Buddhismus beschreiben diese Erfahrung mit dem Bild oder Symbol des ‚Reinen Landes‘. Dies ist eine Art buddhistisches Schlaraffenland, in dem all unsere Wünsche – materielle, psychologische, spirituelle – schon erfüllt sind, wenn wir sie gerade erst zu denken beginnen. Erwachte, deren *tanha* für ein für allemal gelöscht ist, leben immer im Reinen Land. Unsere Welt hier ist das reine Land – wenn man so will: das Paradies. Dieser Körper hier ist der Buddha. Doch in unserer Verblendung suchen wir das Glück anderswo, außerhalb von uns selbst. Und dieser Durst erzeugt *dukkha*. Damit schaffen wir selbst neues Leid und neue Unzufriedenheit.

Weil Buddhisten *dukkha* in jeglicher Form überwinden wollen, und weil unerwünschte Armut eine Manifestation von *dukkha* ist, wollen Buddhisten auch ungewollte materielle Armut überwinden. Zugleich sind sie sich aber auch darüber im Klaren, dass damit eigentlich nicht viel gewonnen ist. Spirituell gesehen ist die Überwindung dieser Art von Armut nachrangig, wenngleich sie pragmatisch gesehen an erster Stelle kommen mag: Ein Hungernder oder Kranker benötigt Nahrung oder Medizin. Letztlich aber sind seine Probleme damit nicht gelöst. Keine der wichtigen Fragen des Lebens ist beantwortet. Dies im Auge zu behalten – was ‚engagierte Buddhisten‘ leider gelegentlich zu vergessen scheinen – ist ganz wichtig, wenn man buddhistische Einstellungen zu Armut, Geld und Glück verstehen will.

Das Gegenstück von *dukkha* ist *sukha*. (Das Wort klingt ähnlich, ist aber nicht verwandt mit *dukkha*.) *Sukha* ist Glück oder Seligkeit. Im Hinblick auf jemanden, der in der Welt lebt, spricht der Buddha von vier allgemeinen, gewissermaßen materiellen Formen von *sukha* oder Glück, die ein Haus- oder Stadtbewohner erlangen kann. Sie sind das Glück, genügend materielle Ressourcen zu besitzen; das Glück, diese Mittel zu genießen; das Glück, sie mit Verwandten und Freunden zu teilen; und das Glück, keine Schulden zu haben. Das alles beschreibt wahrscheinlich eine Art von Glück, die auch uns, wenn wir unseren Alltag einigermaßen sorglos meistern

wollen, nicht unerheblich ist; aber es ist nur ein Glück auf niederer Stufe. Wichtiger ist nach dem Buddha das Glück einer untadeligen Lebensführung (im Sinne der oben genannten ethischen Grundprinzipien); und als größter Reichtum gilt das Glück der Genügsamkeit, das Glück der Wunschlosigkeit – Freiheit von *tanha* – die Freiheit in allen Lebenslagen [nichts] wunschlos glücklich zu sein.

Im Palikanon (Anguttara Nikaya VII.63) wie auch in Mahayana-Schriften (z.B. Avatamsaka Sutra, Buch 25) findet sich die Lehre von den *sieben edlen Schätzen* - Schätze, die Bestand haben, weil sie dem Zugriff von Verkäufern, Dieben, Naturkatastrophen, Erben, Finanzämtern und so weiter entzogen sind. Dabei fällt auf, dass der Buddha jenen Schatz, den wir wohl am ehesten mit weltlichem Reichtum verknüpfen würden, erst an sechster Stelle nennt. Der erste edle Reichtum in dieser Liste ist ‚gläubiges Vertrauen‘ (*saddhaa*). Darin gehen drei Elemente eine Verbindung ein: unsere innere, gefühlsmäßige Resonanz mit dem Erleuchtungsideal; die Überzeugung, dass wir dieses Ideal selbst verwirklichen können, so wie der Buddha es tat; und die Entschlossenheit alles dafür Nötige auch zu tun.

Aus diesem Vertrauen erwächst eine Art innerer Heiterkeit, Gelassenheit oder Klärung, die fast automatisch dazu führt, dass wir aufrecht oder rechtschaffen durchs Leben gehen und damit den zweiten Wohlstand gewinnen, den Reichtum eines tauglichen oder heilsamen Lebenswandels (*siila*) durch die Beachtung jener ethischen Grundprinzipien, die schon erörtert wurden. Der dritte und vierte Wohlstand bildet ein Paar und dabei geht es um ‚Schätze‘, die hierzulande vielleicht zu Unrecht ein wenig aus der Mode gekommen sind: Scham (*hiri*) und Furcht vor Missbilligung durch weisere Menschen (*ottappa*). ‚Scham‘ meint jenes Gefühl, das entsteht, wenn wir unsere Vorsätze missachten: So sehr wir uns bemühen mügen, klar, großzügig und liebevoll zu sein, wissen wir doch auch, dass es uns oft an Disziplin und Beständigkeit mangelt – sei es aus opportunistischen oder anderen Gründen – und dass immer wieder hinter unseren Idealen zurückbleiben werden. Das beschämt uns, aber nicht auf eine Weise, in der wir uns peinigen, demütigen oder züchtigen, sondern eher als ernüchternde Einsicht in unser Scheitern verbunden mit einer neuen Bekräftigung des Vorsatzes, es in Zukunft besser zu machen. Dieses Schamgefühl (*hiri*) findet seine äußere Entsprechung in der Tatsache, dass auch andere Menschen – unsere geistigen Freunde und Lehrer, die weiter auf dem Weg zur Erleuchtung fortgeschritten sind als wir – es sehr bedauern werden, wenn wir scheitern und unsere Vorsätze nur unzureichend beachten. Diese Menschen fühlen mit und für uns, denn sie wissen, dass wir mit unserem Versagen neues Leiden auf uns ziehen. ‚Furcht vor ihrer Missbilligung‘ ist darum keine Angst vor Strafe, sondern der überaus positive Wunsch, diejenigen nicht zu enttäuschen, die weiser sind als wir und die nur das Beste für uns wollen. Der Gedanke an diese Menschen — ihr Vorbild und unser Wunsch, ihnen unbefangen und leichten Herzens gegenüber treten zu können — beflügelt und bereichert uns auf dem Weg des Erwachens. Als fünfte Art des Reichtums nennt der Buddha ‚Kultivierung‘ oder ‚Entwicklung‘ (*suta*), d.h. die beharrliche, gewissermaßen gärtnerische Arbeit an Geist und Herz insbesondere durch Meditation und Achtsamkeit, Üben des Loslassens und Kontemplation der Wirklichkeit. Erst an sechster Stelle kommt ein Schatz genannt, der auch im üblichen Verständnis mit Reichtum verbunden ist — *caaga*, Großzügigkeit. Wörtlich bedeutet *caga* Aufgeben oder Entsagung, aber damit ist etwas sehr Positives gemeint: eine Herzenshaltung rückhaltloser Freigebigkeit. Die Schriften preisen *caga*: „Wahrhaft gesegnet bin ich, der ich unter von Geiz gepeinigten Wesen im Herzen frei von Geiz lebe, großzügig, mit offenen Händen, vom Geben beglückt, bereit alles zu geben, worum man bittet, froh zu geben und zu teilen.“ Wer den Schatz von *caga* gefunden hat, betrachtet ‚Besitz‘ – Geld, Dinge, Zeit, Fähigkeiten, Kultur, Wissen, Leib und Leben sowie, als höchstes, den *Buddhadharma* – nicht mehr als Eigentum, sondern als etwas, das allen gehört. Wir lösen uns vom Besten in uns selbst und lassen es zum Besten aller Lebewesen wirken. Der siebte und höchste Reichtum schließlich ist die direkte, begrifflich nicht hinreichend ausdrückbare Einsicht (*panna*) Einsicht in Realität, die

sich in Worten nicht mehr aussagen lässt: die alles umwälzende Erfahrung von Nicht-Ich, Leerheit, Befreiung, höchster Seligkeit. Wir sehen den letztlich unbefriedigenden Charakter der aus Bedingungen entstandenen Dinge, ihre Vergänglichkeit und die Tatsache, dass es nichts gibt, das aus sich selber heraus existiert. Buddhisten würden leugnen, dass es so etwas wie einen Gott gibt, eine absolute Instanz, gleichgültig ob als Schöpfer oder Richter der Welt. Der Buddha bezeichnete einen solchen Glauben wiederholt als Hindernis für spirituelle Entwicklung.

Über diese Liste der sieben Reichtümer ließe sich sicherlich mehr sagen. Vielleicht könnte man in dem offenbar geringen Gewicht des materiellen Aspektes auch einen Hinweis auf den Platz sehen, der ökonomischem Handeln in der Welt aus buddhistischer Sicht zukommt. Hier soll es genügen noch dies anzumerken: Der Buddha nennt jene Menschen ‚arm‘, in denen die sieben Reichtümer nicht vorhanden sind, obwohl sie für sich in Anspruch nehmen, dass sie spirituell praktizieren. Damit wird erneut deutlich, dass ein beschränkter Fokus auf die Beseitigung materieller Armut der falsche Ansatz ist. Zwar ist es gut und richtig, materielle Armut zu beseitigen, doch ihre Überwindung macht nicht reich. Sie macht nicht glücklich und bringt uns dem eigentlichen Ziel menschlichen Lebens nicht näher.

Hinter den bisherigen Überlegungen steht, wie hoffentlich deutlich wurde, keine grundsätzliche Kritik des Buddhismus am Reichtum. Es ist in Ordnung reich zu sein; entscheidend ist letztlich die Frage, was wir mit unserem Reichtum tun. Mit dem Bibelwort übereinstimmend würden auch Buddhisten sagen: Nicht Geld ist das Problem, sondern die Liebe zum Geld. Ergänzen würden sie nur, dass es ebenso wichtig ist, das Geld auf ethische Weise zu verdienen, d. h. ohne Lebewesen zu verletzen, auszubeuten, zu beschwindeln.

Gelderwerb als Selbstzweck oder aus anderen egoistischen Motiven gilt im Buddhismus als Hindernis der spirituellen Entwicklung: Das Anhaften am Geld verhärtet die Ich-Illusion, den emotional aufgeladenen Glauben, wir seien von anderen getrennte, unabhängige Wesen. Für sich genommen ist Geld neutral; ob es heilsam oder unheilsam ist, hängt davon ab, wie wir es verwenden, und dies wiederum hängt von der Geisteshaltung ab, aus der heraus wir es erwerben und verwenden.

Auf Grund der ihm innewohnenden Flexibilität ist Geld sogar überaus praktisch und ein vielseitig einsetzbares Mittel zu hoffentlich guten Zwecken. Aus buddhistischer Sicht sollte letztlich aller Gelderwerb dem Zweck dienen, das Leiden der Wesen zu lindern. Deshalb gilt zum Wohl anderer verausgabter Reichtum als spirituelle Übung. Geben – *daana* – stärkt das Gefühl der Solidarität mit allem Lebendigen und hilft den Gebern zugleich, ihre Ich-Illusion aufzuweichen und allmählich zu überwinden.

Etwas weiter gehend, können wir sagen: Aus buddhistischer Sicht ist Geld eine von vielen Manifestationen des Geistes. Geld ist kristallisiertes Gewahrsein, es ist eine der Formen, in denen unsere Bewusstheit sich äußert. Wo unser Geld hingeht, dorthin gehen auch wir. Was immer wir mit unserem Geld tun, ist eine Aussage darüber, wer wir sind und wohin wir uns entwickeln. Unsere Einstellungen zu Geld und Besitz haben karmische Auswirkungen – wie durch andere Geisteshaltungen und Handlungen schaffen wir auch durch unseren Umgang mit Geld unser eigenes Schicksal.

In buddhistischer Sprache ist die Art, wie wir Geld verwenden, ein Ausdruck dafür, wozu wir ‚Zuflucht nehmen‘. Im Prinzip kann mehr oder weniger alles als Zuflucht dienen: Sex, drugs and rock'n roll, Familie, Karriere, eine romantische Liebesbeziehung, Politik, Wissenschaft, Kunst, Kirche, Sport, Vergnügen usw. usw. ... Alle erdenklichen Aktivitäten können zu zentralen Lebensinhalten werden, aus denen wir beständige Sicherheit zu gewinnen versuchen. Doch allesamt sind sie gänzlich unzuverlässig – sie alle, einschließlich der institutionalisierten Religionen führen zu Leiden, wenn wir an ihnen haften, denn auch sie sind vergänglich und

existieren nicht aus sich selbst heraus. Zum Geld Zuflucht zu nehmen, ist ebenso gefährlich, wie es gefährlich ist Geld zu verdammen. Ein pragmatischer Ansatz – ein mittlerer Weg – führt uns weiter. Dabei ist es unerlässlich, präzise und warmherzige Achtsamkeit dafür zu entwickeln, wie sich in unseren Handlungen des Erarbeitens, Borgens, Verdienens, Besitzens, Investierens, Verleihens, Ausgebens oder Schenkens von Geld (im weitesten Sinne) Bewusstsein manifestiert.

In der buddhistischen Geschichte lässt sich die Entwicklung einer recht komplexen Ökonomie des Gebens oder der Großzügigkeit erkennen. Vielleicht ist Freigebigkeit die buddhistische Tugend schlechthin – sie ist Ausdruck des Überflusses im Herzen. Auch heute kann jeder Besucher traditionell buddhistischer Länder das selbst erfahren. Eng verbunden mit dieser Ökonomie des Gebens sind zusätzliche Aspekte, in denen Geber und Empfänger sich in ihrer religiösen Übung unterstützen.

Mönche oder Nonnen, die in klassisch buddhistischen Ländern von den Gaben der Haushälter und Familienleute abhängen, werden beim täglichen Almosengang durch die Dörfer daran erinnert, dass ihre eigene Praxis der Armut keine nur persönliche Angelegenheit ist, sondern etwas das die gesamte Gemeinschaft betrifft. Die Ordinierten verdanken den Haushältern und Familienleuten die Möglichkeit, sich voll ihrer spirituellen Übung zu widmen. Die empfangene Großzügigkeit kann und soll als Ansporn wirken, so ernsthaft und eifrig wie möglich zu praktizieren. Darüber hinaus gibt der morgendliche Bettelgang – vorbei an den Häusern und Hütten von Reichen und Armen, Glücklichen und Leidenden, Gesunden und Kranken — vielfachen Anlass zur Besinnung auf das menschliche Dasein mit seinem ständigen Auf und Ab und auf die Notwendigkeit, einen Ausweg aus den Mahlsteinen von Tod und neuer Geburt zu finden.

Für die Almosengeber andererseits ist der Bettelgang der Ordinierten eine Erinnerung daran, dass die Ökonomie des Geldes nicht der einzige Weg zum Glück ist.

Vielleicht geht es nicht zu weit zu behaupten, dass es einer Gesellschaft hilft gesund zu bleiben, wenn ihre Dörfer und Städte allmorgendlich von bettelnden Mönchen und Nonnen besucht werden, deren Leben ein Ethos verkörpert, das von dem der alles dominierenden Geldwirtschaft erheblich abweicht. Die auf sanfte Weise subversive Qualität einer solchen Praxis kann uns an die Werte aufrechten Lebens erinnern.

Es scheint bisher, als funktioniere diese Ökonomie des Gebens in modernen Gesellschaften – zumindest im Westen – nur in bescheidenem Ausmaß. Hier ist es zur Zeit kaum möglich, als Mönch oder Nonne ohne Geld zu leben, zumindest dann nicht, wenn man nicht nur zum eigenen Wohl spirituell praktizieren möchte, sondern auch andere daran teilhaben lassen will. Buddhisten, die ihr ganzes Leben dem Streben nach Erleuchtung widmen und zugleich in die Gesellschaft hinein wirken wollen, sind in unserer Gesellschaft auf eigene Einkünfte angewiesen. Ihr Geldbedarf schafft zugleich neue Herausforderungen an die spirituelle Reinheit der buddhistischen Gemeinschaft. Geld ist nötig – und Geld kann vergiften. In der monastischen Vergangenheit des Buddhismus gab es dafür manche Beispiele.

Die buddhistische Gemeinschaft war schon immer und ist heute erst recht mit eben jenen Gefahren konfrontiert, die das Geld – diese eigentlich neutrale Manifestation von Bewusstsein – so sehr in Verruf gebracht haben. Wer einmal angefangen hat mit Geld umzugehen, vergisst nur zu leicht, warum er das eigentlich tut. Es ist verlockend, sich eine kleine komfortable Nische zu schaffen, eine ‚bescheidene‘ finanzielle Absicherung für die Zukunft, die einen relativen Schutz vor der Unbill und den Unwägbarkeiten der Welt verspricht. Manche Mönche und Nonnen in traditionell buddhistischen Ländern erlagen der Versuchung, sich auf ihrer Anerkennung

durch die Bevölkerung und den damit verbundenen Lorbeeren – in Form von Blütengirlanden – auszuruhen. Mit allem Nötigen versorgt, verfallen sie nicht selten in einen Zustand spiritueller Selbstgefälligkeit und Trägheit, in dem der eigentliche Zweck des Mönchsweges verloren geht. Es gibt Hinweise darauf, dass der Buddhismus nicht zuletzt deshalb aus Indien verschwand, weil sich die monastischen "Profis" ihrer Pfründe und Protektionen allzu sicher waren und ihr innerer Antrieb zu einer lebendigen Praxis ebenso verflachte wie ihr Gespür für die allmählichen Veränderungen in ihrem Umfeld.

Für die Haushälter sind mit der Ökonomie des Gebens andere Gefahren verbunden. Sie delegieren die religiöse Übung an die Ordinierten in ihren Bettelkleidern. Mit Spenden entledigt man sich der Notwendigkeit eigener Übung. Faulheit ist vermutlich die große Schwäche von Buddhisten. Man wird unter den Angehörigen dieser Religion kaum missionarischen Fanatismus und auch nur geringe Ängste vor zukünftigen Höllenqualen finden – um so häufiger aber jene heitere Bequemlichkeit und Haltung des Aufschiebens der spirituellen Arbeit, die sich mit freigebigen Spenden von der spirituellen Plackerei freizukaufen versucht.

In den Industrieländern westlicher Prägung gibt es erste Versuche, neue Antworten auf die Herausforderungen eines Lebens in einer weitgehend kommerzialisierten Gesellschaft zu finden. Verschiedene Reformer der letzten hundert Jahre – wie der chinesische Mönch Taixu, der Thailänder Buddhadasa Bhikkhu, oder der Engländer Ugyen Sangharakshita – haben die berühmte Maxime des Ch'an-Meisters Baishu *"ein Tag ohne Arbeit ist ein Tag ohne Essen"* aufgenommen und weitergeführt. Nach ihrer Auffassung geht es bei der Frage nach Wohlstand, Glück und ‚Rechtem Lebenserwerb‘ um mehr als nur darum, wie man gewisse ethisch unheilsame Berufe vermeidet und den monastischen Teil der buddhistischen Gemeinschaft unterstützt. Arbeit kann vielmehr selbst zu einer wesentlichen spirituellen Übung werden und jenen tiefgreifenden Wandel in der Geistesverfassung des arbeitenden Menschen beschleunigen, auf den buddhistische Praxis letztlich zielt. Darüber hinaus ist Arbeit auch über ihre Rückwirkung auf den Einzelnen hinaus von Bedeutung. Sie kann Mittel für die Verbreitung des Dharma, der buddhistischen Lehre beschaffen und die Gestaltung der Arbeitsbedingungen selber – insbesondere in Form kooperativer Unternehmen – kann Möglichkeiten einer neuen und fortgeschritteneren Gesellschaft exemplarisch aufzeigen, deren Grundlage die Orientierung am Buddhaweg ist.

So verstanden zielt Rechter Lebenserwerb^{iv} – der sechste Abschnitt des Edlen Achtfältigen Pfades, einer der Hauptlehren des Buddha – nicht nur auf den wirtschaftlichen Aspekt unseres Lebens, sondern auf die Verwandlung unserer gesamten kollektiven, sozialen und gemeinschaftlichen Existenz. Die Übung Rechten Lebenserwerbs hat die Entwicklung einer idealen Gesellschaft im Visier, die Entwicklung eines ‚Reinen Landes‘ hier und heute, einer Gesellschaft, die nicht vom ökonomischen System geknechtet wird, sondern in der religiöse Einsichten und Erfahrungen die Wirtschaft führen und zügeln. Ziel allen sozialen und damit auch ökonomischen Engagements aus buddhistischer Sicht ist es, eine Gesellschaft zu schaffen, welche die spirituelle Übung unterstützt und fördert, statt ihr Hindernisse in den Weg zu stellen.

Eine bloß negativ formulierte ökonomische Ethik vermag das aber nicht zu leisten. Unter den heutigen Bedingungen hochgradiger Industrialisierung, Kommerzialisierung und Globalisierung müssen Buddhisten neu darüber nachdenken, was ‚Rechter Lebenserwerb‘ bedeutet. Solche Überlegungen stehen noch ziemlich am Anfang. Wie so oft in der buddhistischen Geschichte, wachsen sie eher aus einer sich reflektierenden Praxis statt aus Schreibtischentwürfen. Einen solchen praktischen Ansatz möchte ich abschließend schildern:

In der buddhistischen Bewegung, der ich angehöre – den Freunden des Westlichen Buddhistischen Ordens

(FWBO) – verbringen wir viel Zeit damit, Geld zu erwerben. Wir tun dies aus zwei Gründen: Wir müssen und wollen unseren Lebensunterhalt auf ethisch akzeptable Weise verdienen, und wir wollen Mittel erwirtschaften, die helfen eine ideale Gesellschaft – ein Reines Land – aufzubauen.

Drei Wege stehen dabei im Vordergrund, zwei durchaus klassische, ein eher neuer – mit dem wir uns einerseits noch recht schwer tun, an den wir aber zugleich große Hoffnungen heften:

Erstens, interne Spendenaufrufe: In unserer Bewegung gibt es eine Vielzahl von Spendenaufrufen, und zwar so viele, dass manche Leute – denen die Ökonomie des Gebens noch fremd ist und die vielleicht auch befürchten, dass man sie unter religiösem Vorwand ausbeuten will – davon nur wenig begeistert sind. Bei solchen Appellen geht es meistens darum, die Anschubsfinanzierung für neue buddhistische Zentren oder Projekte zu sichern – für Meditationshäuser in den Städten, Seminar- und Studienzentren auf dem Land, etc. Einzelne Appelle richten wir auch an die größere buddhistische Gemeinde.

Zweitens: In der nicht-buddhistischen Öffentlichkeit führen wir – bisher allerdings fast nur in Großbritannien – zahlreiche Spendensammlungen für *Karuna* durch. *Karuna* ist eine von Buddhisten gegründete und geführte Organisation, deren Hauptschwerpunkt die Anschubsfinanzierung und Betreuung von Selbsthilfeprojekten unter den *dalits*, den ehemals "Unberühmbaren" des indischen Subkontinents ist. Die Mitwirkung an solchen Spendensammlungen hat sich als ebenso herausfordernde wie effektive spirituelle Praktik erweisen: Als Sammler oder Sammlerin geht man von Haus zu Haus, klingelt oder klopft an und versucht, ungeachtet des eigenen Anliegens, [doch] ganz offen für den Menschen zu sein, der nun die Tür öffnen wird. Solche Begegnungen können ganz überraschende Wendungen nehmen. Für den Autor war es gelegentlich geradezu überwältigend den Enthusiasmus, die Großzügigkeit und sogar Dankbarkeit zu erleben, die manche Leute dafür ausdrückten, dass sie die Gelegenheit erhielten für ein gutes Vorhaben spenden zu *dürfen!*

Das vielleicht interessanteste – und in unserer bisherigen Erfahrung von ca. 25 Jahren sowohl finanziell wie spirituell ‚ertragreichste‘ Projekt – sind unsere "Unternehmen Rechten Lebenserwerbs auf Teambasis". Hier arbeiten praktizierende Buddhisten in einer Weise mit einander, die gleichermaßen die persönliche Praxis auf dem buddhistischen Pfad unterstützt als auch direkt und indirekt zum Wohl anderer wirkt.

So klein und bescheiden unsere Versuche in dieser Richtung bisher noch sind – wir verstehen sie dennoch als Ansatz zur Schaffung einer neuen Gesellschaft im oben genannten Sinn. Statt durch fraglose Mitwirkung im ökonomischen System der Gesellschaft den aktuellen Status Quo zu zementieren, versuchen wir Marktstrategien in einer solchen Weise anzuwenden, dass Enklaven eines alternativen Wirtschaftens und ökonomische Kerne einer Neuen Gesellschaft entstehen können, deren zentrale Lebensbereiche des Wohnens, der Arbeit und der Freizeit Ausformungen der buddhistischen ethisch-spirituellen Ideale und Einsichten sind.

Soweit es den ökonomischen Bereich angeht, haben wir nicht die geringste Scheu viel Geld zu verdienen – allein wir tun es (sofern es uns überhaupt gelingt) nicht aus persönlichem Gewinnstreben. Die Mitarbeiter unserer Unternehmungen bekommen kein "Gehalt", sondern eine "Unterstützung", d.h. sie entnehmen dem Geschäft nur so viel Geld, wie sie tatsächlich für den persönlichen Lebensunterhalt und Bedarf benötigen. In der Regel ist das kaum mehr als der Sozialhilfesatz. Wer Sonderwünsche hat, begründet diese im Team und stellt sich damit auch dem Risiko, dass diese Wünsche kritisch hinterfragt und gegebenenfalls abgelehnt werden. – Eine Art Leitsatz für die Mitarbeiter ist "gib', was du kannst, nimm', was du brauchst." Die Unterstützung richtet sich somit weder nach der persönlichen Qualifikation noch nach der Tätigkeitsbeschreibung. Direktoren und Lagerarbeiter, Küchenpersonal oder Büroleiter erhalten alle die gleiche Unterstützung. Mit all dem stehen wir aber, auch nach 25 Jahren Erfahrungen, noch sehr am Anfang: Unser größtes Unternehmen zur Zeit ist Windhorse Trading, ein

Handelsunternehmen mit knapp 200 Mitarbeitern.

Wie andere Firmen auch, streben diese Unternehmen nach Gewinn. Ihre Mitarbeiter bestimmen allerdings selbst, wer oder was aus den Überschüssen Spenden – *daana* – erhält. Großenteils fließen die Gewinne in den Aufbau und die Unterstützung buddhistischer Zentren sowie in karitative oder Entwicklungs-Projekte (in Indien). Windhorse Trading spendet jährlich cirka eine Million britische Pfund *daana* in diesem Sinn.

In der Arbeit und im Umgang miteinander geht es darum, religiöse Praxis und objektiv messbare Zielerfüllung ohne Abstriche oder ‚faule Kompromisse‘ miteinander zu verbinden. Das ist eine große Herausforderung: Viele spirituell interessierte Menschen erleben – und erleiden – eine starke innere Spannung zwischen ihrem Wunsch nach Rückzug von der Welt mit dem Ziel der Vertiefung ihrer religiösen Erfahrung durch Meditation und Kontemplation einerseits und ihrem Wunsch, auf nachhaltige und objektiv fassbare Weise Leiden zu lindern und aktiv zum Wohl anderer Menschen zu wirken. ”Rechter Lebenserwerb” bietet in dieser Hinsicht ein ideales Übungsfeld: Weder ist es zulässig, die ethischen Einsichten und Maßstäbe zugunsten kurz- oder mittelfristiger Profitinteressen zurückzustellen, noch soll das objektive Ziel verfehlt werden – Gewinn zu erzielen, der es anderen Menschen ermöglicht den buddhistischen Weg kennen zu lernen und zu erproben. (Das Thema ”Arbeit als Weg”, d.h. die Frage, ob und wie gewinnorientierte Arbeit dem Streben nach Erleuchtung dienlich sein kann, ist ein Thema, zu dem sehr viel mehr zu sagen wäre, als an dieser Stelle möglich ist. In den FWBO wird es immer neu untersucht und vertieft – mit Erkenntnissen, die zweifellos auch für Nicht-Buddhisten relevant sind.)

Die Unternehmen Rechten Lebenserwerbs in den FWBO gründen in einer Einsicht, in der sich die Anhänger aller großen Religionen wahrscheinlich einig sind, wenn sie auch verschieden darüber sprechen mögen: Die zentrale Frage der Menschheit ist nicht das ökonomische und technologische Problem, wie wir unsere materiellen Nöte lindern oder beseitigen können, sondern viel mehr die psychologische und spirituelle Aufgabe, das Wesen unseres Geistes zu verstehen und ihn so zu kultivieren, dass wir lernen im Einklang mit Wahrheit zu leben.

Aus bloß ökonomischer Sicht mag es nahe liegen, das menschlich Gute auf bloße Mengen von Gütern zu reduzieren und zu glauben, individuelles und gesellschaftliches Glück sei der Menge der jeweils zugänglichen Güter proportional. Zweifellos sollten wir alles tun, um allen Menschen die Grundmittel zum Überleben zugänglich zu machen! Es wäre aber anmaßend zu glauben, dass irgendjemand dadurch glücklicher wird, dass er oder sie in der Treitmühle eines Lebensstils mitläuft, in der sich alles um Konsum dreht.

Alle Menschen sind Akteure in derselben Grundtragödie des Lebens, die aus buddhistischer Sicht nicht in Armut und Geldmangel besteht, sondern in Krankheit, Altern und Tod. Buddhisten sehen im Pfad des Buddha den Ausweg aus dieser Tragödie. Ideologen des wirtschaftlichen Fortschritts halten eine solche Antwort für eskapistisch und abergläubisch. Aus buddhistischer Sicht hingegen sind wirtschaftliches Wachstum und Konsumstreben unbefriedigend: Sie sind die eigentlichen Ausflüchte, denn sie verdrängen die Tatsache von *dukkha*, dem Grundproblem des Lebens, und versuchen, uns mit symbolischen Ersatzbefriedigungen wie Geld, Status und Macht von der eigentlichen existenziellen Misere abzulenken. Schon im 10. Jahrhundert spottete Gampopa, einer der Patriarchen des tibetischen Buddhismus, die zwanghaft aktivistische Anhäufung von Geld und Macht mancher seiner Zeitgenossen sei letztlich nichts anderes als Faulheit.

Wahrscheinlich können sich die Religionen in ihrer Kritik des ökonomischen Götzendienstes treffen und ergänzen. Die buddhistische Kernbotschaft vom Grunddilemma der Ich-Illusion, von der Krankheit eigennützigen Wünschens und vom Weg zur Heilung ist ein Beitrag, der sich durch seine konsequente Orientierung an der praktischen Übung und Erfahrung besonders auszeichnet. Die verschiedenen buddhistischen

Schulen sind wie große Werkzeugarsenale, in denen alle nur denkbaren Temperamente die geeigneten Werkzeuge finden können, um Geist und Herz zu verwandeln, d.h. sich von Anhaften und Begehren zu befreien, Großzügigkeit, Geistesklarheit und Verstehen zu entwickeln und engagiert zum gesellschaftlichen und spirituellen Wohl beizutragen.

Wer diese Werkzeuge nutzt, wird im eigenen Herzen Überfluss entdecken und damit – statt Geld – Glück.

i Dieser Artikel beruht auf der überarbeiteten Mitschrift eines Vortrags beim 6. Symposium interkulturelles und interreligiöses Lernen der Universitäten Essen und Duisburg: „Geld und Religion. Anstöße zum interreligiösen Lernprozess im Zuge der Globalisierung“, 14./15. November 2001

ii Wesentliche Anregungen zu den folgenden Ausführungen verdanke ich anderen Autoren, insbesondere:

David R. Loy, Buddhism and Poverty, in *Contemporary Buddhism. An Interdisciplinary Journal*, Volume 2, Number 1, 2001, Curzon Press, S. 55-71; Gregory K. Ornatowski, Continuity and Change in the Economic Ethics of Buddhism - Evidence From the History of Buddhism in India, China and Japan, Online Document:

<http://jbe.la.psu.edu/3/ornatow1.html>; Bhikkhu Bodhi, Walking Even Amidst the Uneven, Buddhist Publication Society Newsletter cover essay #33, Buddhist Publication Society, 1996

iii Der Palikanon ist die nach heutigem Wissen vollständigste Sammlung früher buddhistischer Schriften. Ungefähr gleich alte Texte in Sanskrit sind nur bruchstückhaft bzw. in tibetischen und chinesischen Übersetzungen überliefert.

iv Eine ausgezeichnete Einführung in Rechten Lebenserwerb gibt Sangharakshita, *Sehen wie die Dinge sind. Der edle achtfältige Pfad des Buddha*, Essen, 2. Aufl., 2001